

Ernst Wünsch
**Die Legende vom unsterblichen
Hugo Sterber**

Roman

PROLOG

Aus Hugo Sterbers Autobiografie Pseudonym mit Leib und Seele

Ich erinnere mich nicht mehr an das genaue Datum. Ich weiß nur, dass man damals ohne Mantel durch die Stadt flanieren konnte, ohne dabei zu frieren. Ich weiß auch, dass die Veranstaltung im Einser-Hörsaal der Wiener Uni stattfand, im alten Institutsgebäude, und zwar um 19 Uhr 30, und ich kann mich erinnern, dass die Veranstaltung eine sogenannte Dichterlesung war, mit mir in der Rolle der Hauptperson. *Hugo Sterber liest aus seinem neuen Roman.*

Der neue Roman hieß *Der Arschlochforscher* und war mein zweiter oder dritter. Es ist aber gut möglich, dass es mein erster oder vierter war. Das müssen Sie alles Harry Stroh fragen, den eigentlichen Autor meiner Romane. Ich bin nur Harrys Strohmännchen.

Er schreibt und ich lese und niemand weiß, dass das, was ich lese, nicht von mir stammt, sondern von ihm. Harry wollte das so. Hauptsächlich wegen seiner Frau, die der Belletristik immer ein wenig skeptisch gegenüberstand. Ich weiß auch noch, dass es damals noch keine EU gab und man in Schillingen bezahlte, und dass mir Harry aufgetragen hatte, mich vor der Lesung nicht zu besaufen. Ab 18 Uhr zwei Viertel leichten, trockenen Weißweins, bloß nicht mehr, und ja keinen Heckenklescher, dessen Säure mich

während des Vortrags womöglich zum Rülpsen brachte, und nach dem zweiten Viertel bitte unbedingt aufs Klo gehen, damit ich am Lesepult nicht zappelig würde beziehungsweise die Lesung unterbrechen müsste.

Ich weiß nicht genau, warum er sich solche Sorgen machte. Meinetwegen? Oder wegen seines Textes, den letztlich *ich* vortrug. Typische Ghostwritersorgen eben, natürlich ein bisschen schizophran, aber sonst durchaus verständlich.

Wir waren ein gutes Team. Obwohl ich es ihm nicht immer leicht machte. Mehr als einmal passierte es mir, dass ich zu meinen Lesungen, die eigentlich die seinen waren, zu spät erschien, betrunken oder eingeraucht oder beides zusammen. Mitunter stand ich auch unter dem Einfluss eines Tabletten-Cocktails, der im Zusammenwirken mit Alkohol und Marihuana eine vollständige Amnesie zur Folge hatte.

Harry war dann immer am Verzweifeln, weil ich beim Vortrag vermutlich lallte und die Zeilen durcheinanderbrachte, sodass das Publikum womöglich nicht kapierte, was da geschrieben stand.

Komischerweise waren derartige Performances immer die allererfolgreichsten. Vor allem die jungen Zuhörer waren total angetan von meinen Bewusstseinseskationen und rissen sich am Bücherisch um die Sterberbücher (die eigentlich Strohbücher waren). Die vertrotteltsten Widmungen waren ihnen gerade gut genug. Das weiß ich allerdings alles eher nur vom Hörensagen, insbesondere von Harry, der anderntags, beziehungsweise erst am übernächsten Tag, mit solchen Infos meine Erinnerungslücken füllte. Ich wage zu behaupten, dass gerade diese Eklats zum Kultstatus der Sterberbücher beitrugen und aus ihnen Bestseller machten. Waren schließlich

auch immer sämtliche damals gängige Medien dabei, die seriösen und die glamourösen. Wobei Harry eher auf Erstere Wert legte, während die Leser der Schmierblätter aber unsere Hauptklientel waren.

Die *Arschlochforscher*-Lesung habe ich hauptsächlich deshalb in Erinnerung, weil sie im Grunde genommen die Initialzündung des mir bis heute unverständlichen Hugo-Sterber-Hypes war. Jedoch nicht aufgrund der unbestreitbaren Qualität des Harry-Stroh-Textes oder weil ich Texte, die nicht ich, sondern jemand anderer so großartig geschrieben hat, so berührend vortragen kann, vielmehr wegen eines Eklats, für den ich gar nichts konnte.

Gegen Mittag hatte ich meinen Hangover vom Vorabend mit etwas Cognac und einem Fünfervalium auf die Reihe gekriegt und mich dann mit einer Kleinigkeit (Harry nannte so was »Petitesse«) aus dem Tiefkühlfach, konkret mit einer Portion von Harrys sensationellem Lammragout, soweit gestärkt, dass ich dem Tag in die Augen schauen konnte, wenn auch nur mit Sonnenbrille.

»Heute Abend Lesung im HS1. Bitte, bitte fit sein!«, stand auf dem Terminkalender. Harrys Handschrift. Auf der Kommode lagen fein säuberlich nebeneinander Kleidungsstücke. Rollpulli, Leinwandhose, Socken, Sakko, am Fußboden ein Paar Clarks – alles schwarz. Harrys Trend zum Existenzialismus.

Es ist auch schon vorgekommen, dass er mir ein Hawaiihemd hingelegt hatte oder irgendwelche Hippieklamotten. Auch Rockeroutfits standen mir zu Gesicht. Oder Fantasieuniformen im Sergeant Pepper-Style. Zum Glück hat er mich nie zum Tragen eines Fracks oder Smokings genötigt. Aber mit Abendanzügen inklusive Krawatte musste man bei ihm schon manchmal rechnen.

Neben den Socken eine Spraydose mit Haarfestiger und eine Rundbürste. Okay, dachte ich und stylte mich. Mit der Frisur gab ich mir besondere Mühe. Ich wurde damit um gut zehn Zentimeter größer.

Dermaßen geschönt begab ich mich, den »Arschlochforscher« in der Sakkoaußentasche und eine gut gefüllte Füllfeder (für Autogramme und Widmungen) in der Innentasche, auf den Weg. Im Buch steckten unzählige kleine Lesezeichen für jene Stellen, die ich vortragen sollte.

Es würde heute die erste wirklich große Leseveranstaltung mit dem »Arschlochforscher« werden. Eine kleinere hatte es bereits vor zwei Wochen gegeben, die offizielle Buchpräsentation in der *Literarischen Gesellschaft*.

Einer der Gesellschafter hatte meinen Verleger vorgestellt, mein Verleger hatte eine Rede gehalten, der Lektor den Gästen deren Plätze zugewiesen und Harry, in der Funktion einer Art Privatsekretär des Autors, hatte das Mikro am Lesepult richtig eingestellt.

Ich war unmittelbar davor aus einer von meinem Ghostwriter verhängten Entsaftungs- und Entgiftungsklausur aus dem Salzkammergut sozusagen clean zurückgekehrt in die Herzkammer des Molochs Großstadt und trat gleichsam staubtrocken ans Lesepult. Ich trug vor, was ich während meiner Klausur im Grunde genommen auswendig gelernt hatte, tat also nur so, als würde ich aus meinem Text, der ja Harrys Text war, vorlesen, also umblättern, auf den Text starren und manchmal ins Auditorium blicken – einfach so tun, als würde man den Text nicht auswendig können.

Ich hatte damals, vorschriftsmäßig, tatsächlich nur zwei Viertel Veltliner intus gehabt. Diesmal war das anders. Ich war längst

wieder auf der Welle und vertrug auch schon einiges. Auf meiner Reise aus der Vorstadt in den ersten Bezirk machte ich ein paar Mal halt, um mich nüchtern zu saufen. Das erste Mal in einem illegalen Tagesbordell unter den Stadtbahnbögen am Nussdorfer Gürtel, dann an einem Marktstand des Alserbachmarktes, das letzte Mal in einem Stehcafé in der Schottenringunterführung, im sogenannten *Jonasreindl*.

Dementsprechend gestärkt machte ich mich an Harrys Vorgabe: zwei leichte Viertel, womöglich in Veranstaltungsnähe. Warum nicht gleich die kleine Mensa schräg gegenüber vom Einser-Hörsaal? Hier wurde das Viertel um extrem günstige 9 Schilling ausgeschrieben. Ich schlug zu.

Es war mittlerweile 18 Uhr geworden.

Diverse, wie ich schwarz gekleidete Existenzialisten kehrten hier ein, um sich für die Lesung in Stimmung zu bringen, dazu literaturbeflissene Studentinnen und Studenten, sogar Journalisten und Fetischisten der Undergroundkultur tauchten auf.

Die kleine Mensa war in Kürze so voll, dass Ordner und Polizisten einschreiten mussten. Ein paar Leute erkannten mich, bettelten mich um Bücher an, die ich nicht dabei hatte, und wollten Autogramme, die ich ihnen auf Körperteile, mein erstes (oder zweites?) Buch schrieb, das sie mir vor die Nase hielten (ich denke, das war der *Dativbeauftragte*), aber auch auf die Rückseite von Straßentickets.

Ich gebe zu, es wurden vier Viertel. Zusammen mit dem Vorglühen auf der Anreise durchaus ein unkorrektes Verhalten Harry gegenüber.

Dafür war ich jetzt optimal in Form.

Dann war es höchste Zeit. Auf's Klo gehen nicht vergessen, hatte mich Harry gemahnt. Das erwies sich praktisch als Problem, weil der breite Gang zwischen Mensa und Hörsaal zum Bersten voll war mit Leuten, die Hugo Sterber lesen hören und sehen wollten.

Es gab ein unerfreuliches Gedränge und Geschubse, manch einer der rabenschwarzen Existenzialisten kam dabei zu Sturz und wurde getreten. Ich konnte nicht helfen, ohne auch mich in Gefahr zu bringen. Es war 19 Uhr 30, da hätte ich schon auf der Bühne sein sollen. Schnell noch austreten.

Auch am Klo ein Chaos. Alle Pissmuscheln besetzt. Ich erleichterte mich ins Waschbecken.

Die Zeit lief mir davon.

Was würde Harry von mir denken. Ich drängelte mich durch die aufgewühlte Menge. Alle wollten Einlass, der Saal war aber schon übervoll. Wenn ich hochsprang, sah ich über die zahllosen Köpfe aufs Hörsaalpodium hinunter – am Professorenpult eine grüne Jugendstillampe, davor ein Mikrofon. Der Hörsaal gesteckt voll.

Wo war Harry? Ich kämpfte mich zentimeterweise voran. Ein Polizist hielt mich auf.

»Sie kennan da net eine. Der Saal is voll, junger Mann.«

»Nicht bös sein, Herr Inspektor, aber ich bin der Vortragende«, antwortete ich.

»Des kann a jeda sag'n.«

Bloß nicht hysterisch werden. In der unüberschaubaren Menge erblickte ich meinen Ghostwriter. Harry befand sich gerade auf dem Weg über den Mittelgang hinauf zu den oberen Hörsaalrängen. Zweifellos auf der Suche nach mir. Auch er um Gleichgewicht ringend. Es sah aus, als kämpfte er um sein Leben.

Es war mittlerweile 20 Uhr.

Die Masse skandierte: »Hu-go-Ster-ber-Arsch-loch-for-scher!«

Harry blieb in dem aufgebrachten Haufen stecken, kam weder vor noch zurück. Ich versuchte es bei der zweiten Schwingtür. Erfolglos. Die Polizei setzte Knüppel ein. Ich schrie »Polizeistaat« und befürchtete das Schlimmste.

Knüppel sausten auf Studentenköpfe nieder, Fäuste landeten in Polizistengesichtern. Um nichts abzukriegen, warf ich mich auf den Boden und robbte zwischen den Beinen der Leute in den Hörsaal hinein, immer schön die Wand lang, erreichte so den Stufenabgang links, konnte mich aufrichten, schlichtete mich in die amorphe Masse der Schreienden, »Haut die Bullen flach wie Stullen!«, »No Pasaran!« und »Hu-go-Ster-ber-Arsch-loch-for-scher!«, immer wieder, und erblickte Harry, der im Mittelgang seine Position gehalten hatte, hektisch um sich blickte und »Hugo! Hugo! Wo bist du?!« schrie.

Ich konnte es in diesem Getöse nicht so richtig hören, aber ich las seine Lippen, respektive wie er seinen Mund öffnete beziehungsweise aufriss.

Die Wand entlang schaffte ich es bis hinunter zur linken Seite des Podiums, stolperte über die Stufe, krabbelte Richtung Pult, hantelte mich daran hoch, atmete durch, strich mir vorsichtig über die immer noch einigermaßen gestylte Hochfrisur und blickte in die Menge, die sich größtenteils nach hinten orientierte und den Polizeieinsatz kommentierte.

Einige von ihnen nahmen mich endlich wahr, den Star, und gaben entsprechende Laute von sich (»Hu-go-Hu-go!«). Dank des von Harry optimal eingerichteten Mikros konnte ich kalmierend in die Massenunruhe eingreifen. Ich sagte laut: »Hey party people! Ich bin´s, Hugo Sterber! Euer Arschlochforscher!«

Die Veranstaltung wurde ein Wahnsinnerfolg. Die *edition wording* musste zweimal ausrücken, um Büchernachschub aus der nahen Josefstadt zu holen.

Harry war völlig fertig, aber auch glücklich. »Toll, dass du dich an meine Vorgaben gehalten hast«, was mich einigermaßen verwunderte.

Der Medienbericht über den Polizeieinsatz sorgte für zusätzliche Promotion. Die Lesung, die ich übrigens ohne Versprecher über die Runden gebracht habe, war bald darauf in voller Länge im Rundfunk zu hören. Nach der Veranstaltung habe ich wohl ein wenig über die Stränge geschlagen.

Anderntags wachte ich neben einer süßen Tussi in schwarzer Reizwäsche auf. Weder sie noch ich konnten sich erinnern, wie es so weit kommen konnte. Ich weiß nur, dass sie schweizerdeutsch gesprochen hat und Fotografin war.

1

33 Jahre später

Mittwoch, 6. April, früher Morgen. Schwer verkatert hatte sich Hugo Sterber auf die Reise von Wien ins Salzkammergut gemacht, um sich dort in einer Holzfällerhütte am Fuß der sogenannten Meistereben, einer Alm auf dem weitverzweigten Massiv zwischen dem Attersee und dem Trauntal, von den Alkohol- und Drogenexzessen der vergangenen sechs Monate zu erholen.

Die Hütte hatte er vor rund 12 Jahren von dem Rußbacher Land- und Forstwirt Matthias Himmelfreundpointner, vulgo Lonka Nazl, gepachtet, d.h. eigentlich nicht er, Hugo Sterber, sondern Harry Stroh, dessen Strohmann er, Hugo, war.

Deshalb hatte sich Hugo letzte Nacht, wie man sagt, die Kante gegeben, die unterschiedlichsten, nicht unbedingt miteinander verträglichen Alkoholika durcheinandergetrunken, sich ein paar Nasen Schnee gegönnt und auch mit dem Mozambin nicht gespart. Vier Wochen lang würde es schließlich ebenso wenig zu schlucken geben wie zu schnupfen oder einzuwerfen.

Während der ganzen Reise war ihm so schlecht gewesen, dass ihn voraussichtlich drei Tage lang ekeln würde vor Drogen und Alkohol. Wonach er drei von insgesamt 28 Tagen Enthaltbarkeit überstanden haben würde, eine kurze Ewigkeit Fegefeuer mit

unerträglichen organischen, psychosomatischen und halluzinatorischen Entzugserscheinungen und der totalen Aussichtslosigkeit, an Stoff zu kommen.

Wenn ihn erst der cold turkey in den Klauen hatte, schaffte er es nie und nimmer runter nach Weißenbach, wo es im Übrigen weder Greißler noch Supermarkt gab, nur diese Imbissbude namens *Bierkrügerl*, wo er sich von der Stammtischklientel keinerlei Verständnis erwarten durfte, nur Image-Schaden. Und den mochte er sich, schon hinsichtlich seines Freundes, Protektors und letztlich Financiers Harry Stroh, nicht leisten.

Die Zugfahrt war trotz Herzrhythmusstörungen mit Extrasystolen, stotterndem Kreislauf und Rebellion der Bauchspeicheldrüse einigermaßen gut verlaufen.

Es war alles viel schneller gegangen als beim letzten Mal. Die neue Streckenführung durch den Wienerwaldtunnel kam einer Direttissima schon sehr nahe, dazu die diversen neuen Hochgeschwindigkeitsabschnitte. Zum Druckausgleich im Tunnel hatte Hugo mehrmals schlucken müssen. Wie im Flieger nach dem Start und vor der Landung. In Attnang-Puchheim hatte er sich ein Taxi nach Weißenbach genommen.

Für den Fuhrlohn hätte er sich eine Bahnfahrt zur Buchmesse nach Frankfurt leisten können. Aber das zahlte ja nicht der Verlag, sondern Harry, und zwar aus der Portokasse. Dafür würde er, Hugo, ab sofort knapp einen Monat lang Null Ausgaben haben. Außer er benützte seine 100er-Scheine zum Unterheizen. Er war sich allerdings nicht sicher, ob sie dazu taugten.

Hugos Holzfällerhütte hatte den möglicherweise aus dem Keltischen ableitbaren Namen Lonka Soin, wobei Soin Hütte bedeutet

und Lonka auf deren Besitzer hinweist bzw. auf dessen sogenannten Hausnamen, und war ausschließlich zu Fuß von Weißenbach bzw. Burgau am Attersee aus erreichbar. Der teilweise extrem steile und ungesicherte Anstieg dauerte, bei sozusagen normaler Fitness, ungefähr zwei Stunden. Hugo brauchte doppelt so lang.

Eine Viertelstunde oberhalb der Lonka Soin lag die Meisteralpe mit ihrer historischen Almhütte, die in der NS-Zeit dem von der SS gesuchten, legendären Bad Ischler Wehrdienstverweigerer Leopold Engleitner, einem sehr beharrlichen Zeugen Jehovas, der 108 Jahre alt geworden war, einmal das Leben gerettet hatte. Engleitner hatte der Nachwelt einen Vers hinterlassen, zu dem ihn wohl die Abgeschiedenheit dort oben inspiriert hatte, eingraviert in die Oberfläche des primitiven Holztisches vor der Almhütte.

*Die ganze Welt in Waffen tost,
Bergeinsamkeit des Weisen Trost.*

Bergwanderer kamen wegen der stark vernachlässigten Wegführung und der verwitterten, wenn nicht gar fehlenden Markierungen sehr selten hier vorbei. Die Zeugen Jehovas überhaupt nicht mehr, können sie doch ihrer Missionstätigkeit seit Kriegsende unten in Bad Ischl völlig ungehindert nachgehen. Höchstens ein paar Holzfäller und der Jäger verirrt sich sporadisch dorthin.

Hugo reiste seit knapp 20 Jahren zur Entsaftung und Selbstfindung zur Lonka Soin, nachdem ihm sein Freund Harry Stroh diese Option angeboten hatte. Klinische Entziehungskuren waren nicht möglich gewesen, weil Hugo ja Anfang der 70er Jahre in solchen Institutionen jahrelang fehlbehandelt worden war bzw. eine Phobie gegen die Psychiatrie im Allgemeinen, speziell aber gegen jene im AKH entwickelt hatte.

Sein Suchtverhalten war dort nicht nur wahrgenommen und auf fragwürdige Weise therapiert worden, es hatte sich sogar verschlimmert, indem Hugo zusammen mit seinen Leidensgenossen bzw. Mitgefangenen die Drogenschränke der geschlossenen Abteilung geplündert und damit bei Freigang außerhalb der Klinik gedealt hatte.

Nachdem er als Mitschuldiger enttarnt worden war, war es ihm in der Anstalt nicht unbedingt besser gegangen als zuvor. Das Ausbüchsen und Dealen war dadurch natürlich komplizierter geworden, die Preise mussten angehoben werden.

Zusätzlich zu den alltäglichen Gruppentherapie-Einheiten war Hugo zu einer externen Einzeltherapie verdonnert worden. Insgesamt drei männliche Therapeuten, alle im Beamtenstatus, pragmatisiert, wie man sagt, hatten sich an ihm die Zähne ausgebissen, dann hatte man ihm eine Therapeutin untergejubelt.

Die damals, Anfang der 1980er, noch blutjung gewesene Psychologiestudentin Gloria Schrott, trotz kaum vorhandener Lebenserfahrung bereits Praktikantin in einem Zentrum für Lebensberatung, Hypnose, Psychotherapie, Suchtmittelentzug, Psychoanalyse und Heilyoga, einer Art Ambulanz im 6. Bezirk, war vom Leiter dieses Zentrums, Dr. Istvan Nyilaszy, der vom Justizministerium häufig mit solchen Therapien beauftragt worden war, auf Hugo Sterber angesetzt worden.

Gloria Schrott und Hugo Sterber waren ungefähr gleich alt, sie 21, er 24. Für beide war es die jeweils erste Einzeltherapie.

Die erste Sitzung fand dort in einem engen Raum statt und war ein Flop, weil dort Rauchverbot herrschte, Hugo Sterber aber

Kettenraucher war und auf Verbote prinzipiell allergisch reagierte. Die weiteren Sitzungen fanden deshalb in Glorias Wohnung statt. Externe Therapie, Freigang, erster Schritt zur Rückkehr in die Gesellschaft.

Gloria hatte es nicht leicht mit Hugo, der von Anfang an gleich klarstellte, dass er sich weder als *Klient* noch als *Patient* fühlte.

Man einigte sich auf *Gast*. Als solcher durfte er rauchen. Er kam auf etwa fünf Zigaretten pro Sitzung. Gloria, die anfänglich einen hübschen kleinen Damenaschenbecher aus Augartenporzellan mit Röschenmuster auf das Beistelltischchen zwischen ihrem Stuhl und Hugos Fauteuil gestellt hatte, positionierte hier ab der dritten Sitzung einen schweren, gusseisernen Aschenbecher mit größerem Fassungsvermögen und der Aufschrift *Stammtisch*, den sie irgendwann einmal im Augustinerkeller geklaut hatte.

Gloria selbst war Nichtraucherin.

Die Sitzungen liefen so ab, dass Gloria ihren *Gast* begrüßte, ihm seinen Platz anwies und ihn fragte, wie es ihm denn ginge. Bis zur dritten Sitzung siezte sie ihn noch, dann, zusammen mit der Aschenbechervergrößerung, fing sie an, ihn zu duzen. Indem Hugo in Glorias Wohnung (bis auf den Hinweis, er sei weder *Klient* noch *Patient*) beharrlich schwieg und nichts tat als verkrümmt im Fauteuil zu sitzen und zu rauchen, begann Gloria, ihn zu bewirten.

Anfangs mit Kräutertee, den Hugo nicht anrührte, dann mit Filterkaffee, den Hugo ebenfalls stehen ließ, schließlich mit billigem Rotwein aus dem Supermarkt, einem Zweigelt, der zwar grauenvoll nach Staudensellerie schmeckte, Hugo aber ein Lächeln aufs aufgeschwemmte Pokerface zauberte.

Auf Glorias obligate Frage nach seinem Befinden reagierte er immerhin mit einem Achselzucken, hob das Glas und blickte

Gloria fragend an. Gloria holte deshalb aus der Küche ein weiteres Weinglas und goss sich ein. Sie stießen an, und Hugo sagte vernehmlich »Prost«. Eine Dreiviertelstunde lang tranken sie schweigend den Therapiezwergelt und Hugo rauchte eine Zigarette nach der anderen.

»Wie geht's dir jetzt?«, fragte ihn Gloria, nachdem sie die Flasche leer getrunken hatten.

»Danke«, antwortete Hugo, »besser.«

»Ist es dir vorhin schlechter gegangen?«

»Kann man so nicht sagen.«

Dann hatte der Wecker geläutet und die Sitzung war vorbei gewesen. Hugo hatte noch rasch Glorias Toilette benützt (ohne vorher die Klobrille aufzustellen und ohne sich hinterher die Hände zu waschen), mit Gloria den nächsten Termin vereinbart (»Montag in zwei Wochen, gleiche Zeit?«) und sich mit einem laschen, wovon auch immer feuchten Händedruck von ihr verabschiedet und war gegangen.

Gloria hatte angewidert den vollen Aschenbecher entleert, die Klobrille gereinigt und die Weinflasche in einem geräumigen IKEA-Sack verstaut, in dem sich bereits eine ansehnliche Menge anderer Leerflaschen befand.

Monatelang war das so dahingegangen. Fünfzig Minuten analytisches Schweigen, Saufen und Rauchen. An eine Gesprächstherapie war nicht einmal ansatzweise zu denken gewesen. Gloria hatte deshalb ihre Strategie geändert.

Fortan war der Aschenbecher umgeben gewesen von drei Zeichenblöcken unterschiedlicher Größe der Marke Pelikan sowie

je einer Schachtel Buntstifte und Zeichenkreide, beides von Faber-Castell. Auch hatte sich Gloria die Frage nach Hugos Befinden erspart. Hugo war von dieser Veränderung leicht überfordert gewesen und hatte den Therapiezweigelt deshalb beinahe alleine ausgetrunken, weshalb Gloria Nachschub aus der Küche holte (weniger für Hugo als für sich selbst).

Eine Viertelstunde vor Sitzungsende hatte er überraschenderweise die Box mit den Zeichenkreiden geöffnet, sich spontan für Schwarz entschieden, und auf das oberste Blatt des größten der drei Zeichenblöcke einen Kreis gezeichnet, rund 5 cm im Durchmesser, nicht besonders rund und auch nur in etwa mittig. Die Kreisfläche hatte er weiß belassen, die restliche Fläche schwarz schraffiert.

Als er gemerkt hatte, dass sich Zeichenkreide vorzüglich mit dem Finger verschmieren ließ, hatte er die Kreide weggelegt und das bröselige Schwarz beidhändig mit je drei Fingern über die Fläche um den weißen Kreis herum verteilt. Gloria war fasziniert gewesen.

Als Hugo mit dem Schwärzen fertig gewesen war, hatte er sich die nunmehr sechste Zigarette dieser Sitzung angezündet und sie in gierigen Zügen so rasch als möglich auf eine Kürze von ca. 3 Zentimetern herunter geraucht. Dann hatte er die geschwärzten Fingerringen seiner Rechten mit reichlich Speichel befeuchtet und damit die Konturen des nicht besonders runden Kreises nachgezogen.

Der Weckeralarm war los geschrielt, Hugo hatte das Blatt vom Block gerissen, es in die Höhe gehalten, mit der Glut seiner herunter gerauchten Zigarette ein Loch von unten in den weißen (nicht besonders runden) Kreis gebrannt und dieses Loch mit dem glühenden Zigarettenstummel beharrlich so weit vergrößert, dass sich das Feuer temperiert exakt bis zu dem speichelnassen Kreisrand hindurch fressen hatte können, wo es verlosch. Das hatte dem

Rand eine leicht angebrannte Farbnote verliehen. Auch hatte es rußig gerochen, und Ascheflocken schwebten überm Beistelltischchen. Nach vollbrachtem Aktionismus hatte Hugo das Kunstwerk losgelassen, und es war, sich drehend und in der Luft schaukelnd, unter dem unaufhörlichen Weckerratschen auf den Tisch hinunter geschaukelt.

Vor lauter Faszination war Gloria nicht dazu gekommen, den Alarm abzustellen. Nahe daran, in Freudengeschrei auszubrechen und Hugo zu applaudieren, hatte sie ihn gewähren lassen, als er, mit sich und der Welt zufrieden, »Derf i eh« gemurmelt, sich aus der Nachschubflasche Rotwein in sein Glas gegossen und es in einem Zug leer getrunken hatte.

Dann hatte er mit voller Wucht auf den Alarmknopf des Weckers gedroschen.

Eine Weile war es totenstill in Glorias Therapiesalon gewesen. Nicht nur der Alarm hatte geschwiegen, auch das Uhrwerk. Und natürlich Hugo und Gloria. Dann hatten sie gemeinsam auch die zweite Flasche Zweigelt geleert und Gloria hatte Hugo gefragt, ob er sein Kunstwerk mit einem Titel versehen wolle und was denn damit geschehen solle. Sie hatte ihm drei Varianten vorgeschlagen: er könne es mitnehmen, es zerstören oder es dalassen. Hugo hatte mit den Achseln gezuckt, so etwas wie »op non cit« gemurmelt und sich fürs Dalassen entschieden.

Kaum war Hugo gegangen, hatte Gloria das Bild mit Wella-Haarspray fixiert, damit es sich nicht so verschmierte wie Hugos Fingerabdrücke auf dem Weinglas und anderen Stellen ihrer Wohnung, die er angetappt hatte, die Spültaste am WC etwa.

Mit der Abänderung der Gesprächstherapie auf Gestaltungs-therapie hatte Gloria bei Hugo den Durchbruch geschafft, hatte sie

damals gedacht. Hugos Bild mit dem herausgebrannten Kreis hatte sie in der Psychoambulanz ihrem Vorgesetzten gezeigt, der zwar mit dem Titel nichts anzufangen wusste, aber vom Resultat sehr ange-
tan gewesen war.

Beim nächsten Treffen mit Hugo lief alles wie am Schnürchen, wie man sagt. Anders war nur gewesen, dass Gloria die Buntstifte weg-
gelassen, dafür aber die zweite Rotweinflasche geöffnet in Reich-
weite aufgestellt hatte, sozusagen in Evidenz. Auch der Wecker war
neu gewesen.

Diesmal hatte Hugo zur dunkelroten Zeichenkreide gegriffen und eine Art Vorhang aufs querformatige Papierblatt schraffiert. Man hatte das an einem angedeuteten Faltenwurf gemerkt. Der Vorhang reichte vom oberen bis zum unteren Blattrand, nur in der Mitte hatte Hugo ein nach unten offenes Dreieck frei gelassen. Das Ganze hatte ausgesehen wie ein schwerer Bühnenvorhang, der gerade gelüpf-
t oder zugezogen wurde. Über die dunkelrote Schraffur hatte Hugo nun etwas Schwarz aufgetragen und beide Farben mit sechs Fingerspitzen überaus ungestüm verwischt. Die dreieckige, freie Fläche hatte ausgesehen wie ein spitzes, schmutzig-weißes Indianerzelt. Dann das übliche Prozedere. Konturen mit angespei-
chelten Fingerspitzen nass machen, Zigarette anzünden und die un-
bemalten Stellen mit der Zigaretten-
glut herausbrennen.

Hugo war damit zufrieden gewesen, Gloria auch. Obwohl sie seit dem Ausbruch von Hugos Gestaltungswahn alle 14 Tage Klingel-
taster, Klotürklinke und Spültaste von seinen schwarzen, bisweilen
roten, Fingerprints mit Allzweckreiniger säubern musste.

Pro Monat hatte Hugo auf diese Art zwei Kunstwerke geschaf-
fen, also 24 in einem Jahr. Und keines hatte er mitgenommen. Alle

waren dunkel gehalten, Schwarz hatte dominiert. Alle waren mit überaus kunstvollen Brandlöchern versehen gewesen. Alle hatte er stereotyp »op non cit« genannt. Bis auf eines, dessen Brandloch einer Vulva ähnlich gesehen hatte. *Weiße Orchidee*, hatte er es betitelt.

Im Therapiezentrum war Gloria von Dr. Nyilaszy dazu angeregt worden, Hugos Bilder einer Galerie anzubieten, durchaus auch zum Verkauf. Es gab da einen Galeristen im ersten Bezirk, der vorzugsweise Bilder von Schizophrenen und Manisch-Depressiven ausstellte und damit gute Geschäfte machte.

Gloria hatte Hugos Werke mit einem krakeligen *HugoS* signiert und sie mit 2.000 bis 4.000 Schilling das Stück veranschlagt. Sämtliche *HugoS* waren mit einem Passepartout versehen worden (mit einer Vertiefung unter den Brandlöchern), was einen interessanten 3D-Effekt erzielt hatte, und dezent gerahmt. Bei einer Vernissage wurden dreiundzwanzig *HugoS* verkauft. Den Vierundzwanzigten, die *Weiße Orchidee* mit der kunstvoll herausgebrannten Vulva, hatte sich der Galerist behalten und ihn in die Galerieauslage gehängt.

An dieser Auslage dürfte Hugo spätnachts im Zuge einer seiner Lokaltouren einmal zufällig vorbeigekommen sein. Gloria hatte Hugo über ihr Vorgehen aus eigennützigen Motiven nicht informiert.

Die nächste Therapiesitzung veränderte daraufhin das Verhältnis Hugos zu Gloria einschneidend. Hugo hatte wieder gezeichnet, alles schwarz bis auf die Konturen eines Riesenphallus (diesmal Hochformat), und die Phalluskonturen mit der Glut seiner Zigarette wieder meisterhaft herausgearbeitet. Dann Glorias Standardfrage: Mitnehmen? Dalassen? Zerstören?

Hugo hatte sich für die dritte Option entschieden, einfach aus Rache für die von ihm wahrgenommene Hintergehung, und das fertige Opus 25 einfach mit der Flamme seines Feuerzeuges an einer Ecke angezündet und das allmählich lichterloh brennende Bild einfach durch Glorias Therapiesalon (der zugleich ihr Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer gewesen war) davon segeln lassen. Gelandet war es nach einigen sehenswerten Pirouetten auf Glorias IKEA-Flauschteppich (*Adum*, 100% Propylen), der sofort Feuer gefangen hatte.

Glorias Löschversuche mit dem Rotwein aus der Nachschubflasche nützten nichts. Die viel zu spät alarmierte Feuerwehr hatte schließlich die bereits ausgebrannte Wohnung mit einer gewaltigen Überdosis Löschwasser vollends unbewohnbar gemacht. Gloria und Hugo waren unversehrt geblieben.

Nichtsdestotrotz hatte vier Wochen später Hugos Gestaltungstherapie ihre Fortsetzung gefunden. Diesmal allerdings als Gesprächstherapie. Natürlich nicht bei Gloria zu Hause, auch nicht im Therapiezentrum, sondern in *Ernstls Tränke* in der Hütteldorferstraße in Breitensee, Hugos Stammlokal bzw. das seines verstorbenen Vaters. Es wurde dort nicht mehr gestaltet und auch nicht gesprochen, eher nur gesoffen. Das konnte so natürlich nicht weitergehen.

Weitere Meetings fanden daher in Glorias neuer Untermietwohnung statt, deren Kautions sie aus dem Verkaufserlös der *24 HugoS* finanziert hatte, und zwar nicht alle 14 Tage, sondern eher sporadisch nach Vereinbarung bzw. Bedarf. Manchmal hatte Hugo dieses Bedürfnis gehabt, manchmal Gloria.

Harry Stroh war mit den Himmelfreundpointners, vulgo Lonkas, seit ewig, wie er sagte, ewig, gut bekannt. Der Hausname Lonka rührte daher, dass irgendwann im 18. Jahrhundert Vorfahren der

heutigen Rußbacher Himmelfreundpointners im Raum Tamsweg gelebt hatten, und zwar in einer Köhlerhütte am Ufer eines Wildwassers, das heute noch bei den Einheimischen Lonka genannt wird, obwohl es offiziell Weißbriach heißt, aber nichts mit dem kärntnerischen Weißbriachtal zu tun hat.

Gut bekannt, wenn nicht gar befreundet, war Harry insbesondere mit Matthias' Vater Ignaz, nach dessen Großvater Nazl die Soin benannt worden war. Ignaz war ein begnadeter Maultrommelspieler und hatte Harry mit seiner Kunst regelrecht betört. Ignaz hatte das Maultrommeln von seinem Vater gelernt, der ebenfalls Ignaz geheißen hatte bzw. eben Nazl. Nicht nur das Maultrommeln selbst, auch das Herstellen dieses Instruments.

Im Grunde genommen wurde jeder männliche Spross des Himmelfreundpointner-Clans, auch wenn er Matthias getauft worden war oder Franz oder Josef, immer nur Nazl genannt, konkret sogar Lonka Nazl. Notfalls, um Verwechslungen zu vermeiden, sagte man: *der junge Nazl* oder *der alte* oder *der was scho lang tot is*.

Für Harry war die Maultrommel, im Volksmund auch Brummeisen genannt, das Didgeridoo des Alpennordrands, wie er zu sagen pflegte, weil er letzten Endes die Bewohner des Salzkammergutes nach 55-jähriger Erfahrung häufig mit den australischen Ureinwohnern verglich. Wobei seine Zuneigung zu den Einheimischen schier grenzenlos war. Nicht nur zu den Einheimischen des Alpennordrands, sondern zu allen Einheimischen dieser Welt, insbesondere zu den einheimischen Tieren. Und hier nicht nur zu den Warmblütern, auch zu Reptilien und Insekten.

Hugo, der acht Jahre jünger als Harry war und ihm ein bisschen hörig, hatte Harrys Sympathien gern übernommen und ebenfalls

alles Einheimische, das es gab, zu achten, zu schätzen, zu mögen und auch ein wenig zu fürchten gelernt. Auch weil diese Einheimischen ihm gegenüber überaus reserviert gewesen waren. Menschen wie Tiere.

Der Umstand, dass Hugo ein sogenannter Bestsellerautor war, verschaffte ihm einerseits Respekt, aber andererseits fürchtete man sich vor seinen respektlosen, menschenverachtenden, blutrünstigen, obszönen und bis in die Pornografie hineinreichenden Texten.

Dass man mit so was viel Geld verdient, war nicht nur den Rußbacher Himmelfreundpointners, den Lonkas also, sondern eigentlich allen am Stammtisch des Weißenbacher Bierkrügerls nicht nur ein Rätsel gewesen, sondern auch extrem verdächtig. Nicht nur, was die Moral anbelangte, die ja zweifellos eine Doppelmoral gewesen war. Verdächtig schien vor allem die mediale Beachtung solchen Unflats und dass man dafür gut bezahlt wurde, überbezahlt, wie man munkelte. Gelesen hatte die Sterberbücher keiner im Dorf, dafür aber gehört, was man sich eben so darüber erzählte.

Harry hatte in dieser Gegend nicht nur seine Kindheit verbracht, sondern auch seit 55 Jahren den Status eines sogenannten Zweitheimischen inne.

Seit 1959 bewohnte er manchmal bis zu sechs Monaten pro Jahr das sogenannte Ausnahmehäusl vom Lonka Nazl in Rußbach, um hier Bücher zu schreiben. Anfänglich Koch-, Ess- und Reisegeschichten für den Verlag seiner Frau Lore, danach bzw. parallel dazu schließlich diverse Bestseller unter Hugo Sterbers Namen für die *edition wording*, von denen Lore nichts wusste.

Das Ausnahmehäusl bestand aus knapp 15 m² ebenerdiger Wohnfläche und beinhaltete inzwischen eine Sanitärzelle im Retrolook

der 70er-Jahre mit Klo und Dusche und ein Schreibstudio mit Tisch, Stuhl, Kleiderschrank, Bett und einem elektrischen Rechaud, dessen Inbetriebnahme immer die Sicherung raushaute. Im Dach wohnten Siebenschläfer. Da es weder Kühlschrank noch Keller gab, hatte der eingelagerte Wein immer Zimmertemperatur, und frische Lebensmittel hatten stets ebenso frisch verwertet werden müssen.

Harry, der gerne hier hauste, hatte seiner Frau Lore immer von der Ruhe vorgeschwärmt, der räumlichen Reduziertheit und von der aus Ruhe und Reduziertheit entstehenden Konzentration, die dem Kochbuchschreiben dienlich wäre.

Ein einziges Mal hatte er Lore das Himmelfreundpointner'sche Ausnahmehäusl gezeigt. Sie hatte es zwar »ansprechend« gefunden, aber übernachten hatte sie hier nicht unbedingt wollen. Harry war das nicht ungelegen gekommen. Im Weißenbacher Hotel *Post* hatten sie eine komfortablere Unterkunft bezogen, mit Doppelbett, insgesamt gut drei Meter breit, während Harrys Rußbacher Studiobett gerade mal 80 cm schmal war. Zudem konnte man sommers beim Hotel *Post* den akkurat gepflegten, parkähnlichen Badestrand mit kreativ beschnittenen Ligustern, Fliedern, Buchsbäumen und Malven sowie die hübschen, im Salzkammergutstil dunkelgrün-weiß gestrichenen Umkleidehäuschen benützen. Dazu gab es auch Personal, das einem Kaffee und Cocktails zustellte. Sogar Strandkörbe waren verfügbar gewesen.

Länger als eine Woche hatte es Lore allerdings dort nie ausgehalten. Das pseudofolkloristische salzkammergütliche Lokalkolorit schien ihr ziemlich auf die Nerven gegangen zu sein. Außerdem durfte sie ihre Firma in Wien nicht vernachlässigen, immerhin den Verlag, für den ihr Gatte Harry ebenso unablässig wie verlässlich seine Texte schrieb.

Harry war im Grunde genommen froh gewesen, wenn Lore abgereist war, und hatte sich danach immer wieder gerne in sein Ausnahmehäusl zurückgezogen.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Klappbroschur,
oder als eBook auf allen Plattformen